

Postwachstum: Geschichten „zur Senkung der Arbeitsmoral“

DANA GIESECKE

Die Postwachstumsbewegung, man merkt es schon am Namen, hat einstweilen keine Geschichte zu erzählen – jedenfalls keine, die es mit der Erfolgsgeschichte der Wachstumswirtschaften aufnehmen könnte. Schließlich ist die materielle Verbesserung von Lebensbedingungen, wie sie in den 1950er und 60er Jahren in Westeuropa und Nordamerika erfolgt ist und gegenwärtig in den Schwellenländern geschieht, keine Schimäre, sondern die konkrete lebensweltliche Erfahrung von Millionen von Menschen – und damit eine Geschichte, die sie über sich selbst erzählen können. Was könnte man dem entgegensetzen? Eine solche Gegengeschichte muss jedenfalls auch eine gute Geschichte sein – eine von den Möglichkeiten eines besseren, gerechteren, qualitativvolleren Lebens, das nicht die einen auf Kosten der anderen führen.

Das Einschlagen eines Postwachstumspfades und die Einübung reduktiver Wirtschaftsformen und Lebensstile wird aber nicht vor dem Hintergrund von Katastrophenszenarien attraktiv. Eine solche kulturelle Transformation benötigt ein positives Ziel und zwar eines, das mit der eigenen Identität und mit der Person, die man sein möchte, in Verbindung gebracht werden kann. Niemand tut etwas abstrakt, sondern immer nur konkret: Es muss benennbar und erfahrbar sein, wofür man sich einzusetzen bereit ist. Dafür taugen der Klimawandel, der CO₂-Haushalt und die ganze naturwissenschaftlich grundierte Apokalyptik nicht. Dafür braucht es positive, anschauliche, lebenswirkliche Ziele: so etwas wie ein Unternehmen, das nicht wächst, das eine Gemeinwohlbilanz vorlegt, in dem das Gehaltsgefüge auf den Kopf gestellt ist und der Chef am wenigsten verdient, weil er ja den besten Job hat, oder wo die Kunden, die am wenigsten abnehmen, einen günstigeren Preis bekommen als die, die große Mengen kaufen. Die Stiftung FUTURZWEI hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Strategien und Konzepte alternativer Wirtschaftsakteure in Geschichten zu kommunizieren – damit erstens das Neue in die Welt und in die Wirtschaft kommt und zweitens eine Heuristik für eine Postwachstumsökonomie entstehen kann.

Bereits 1963 hat Heinrich Böll mit seiner „Kleinen Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ eine Gegengeschichte zur Auffassung über wirtschaftliches Handeln in der Welt des Profitwahnsinns geschrieben. Er schildert die Begegnung eines Touristen mit einem Fischer. Der armselig bekleidete Fischer, der an seinem Ankerplatz schläft, wird vom Touristen gefragt, weshalb er nicht auf See sei und Fisch

fange. Der Fischer antwortet, dass sein morgendlicher Fang so gut und ausreichend gewesen sei, dass er für die kommenden Tage ausgesorgt habe. Das leuchtet dem Touristen nicht ein und er empfiehlt dem Fischer, sich doch bei solchen Erfolgsaussichten hoher Fangquoten eine ganze Flotte Boote anzuschaffen. Denn mit solch einer Flotte könne er beruhigt im Hafen sitzen und die Sonne genießen. Das mache er heute auch schon, lautet die Antwort des Fischers.

Welche zeitgenössischen – und realen – Geschichten aber zeigen, dass es möglich ist, als westlicher Konsument nicht dauerhaft so viel von anderen, ärmeren Ländern zu beziehen? Oder dass es schier unmöglich ist, unablässig mehr Energie und Ressourcen jeglicher Art in Anspruch zu nehmen, als einem global zustehen? Es gibt viele aktuelle Beispiele eines anderen Produzierens und Konsumierens, von denen im Folgenden einige dargestellt seien.¹

Anders produzieren... ...durch transparente Produktionsketten

Dass sich in Elektronikgeräten sogenannte Konfliktmaterialien befinden, die in Krisengebieten gewonnen werden, ist bekannt. Ebenso, dass es Missstände in den Lieferketten gibt und die an der Herstellung beteiligten Arbeiter viel zu gering entlohnt werden. Der 32-jährigen Susanne Jordan reichte irgendwann das Protestieren gegen globale Misere nicht mehr aus. Sie arbeitete damals bei einer Rating-Agentur und las regelmäßig Geschäftsberichte großer Firmen. Mit dem Bekanntwerden katastrophaler Arbeitsbedingungen in Fabriken in anderen Erdteilen schrieb sie immer und immer wieder Aufrufe an Konzerne. Als sie jedoch merkte, dass sich für ihre Appelle niemand interessierte, beschloss sie, selbst für eine ethisch vertretbare Produktion einzutreten und gründete 2009 das Unternehmen *NagerIT*. Jordan besuchte zahlreiche Fachmessen, befragte Anbieter, wo sie ihre Rohstoffe und Einzelteile herbekämen, und rekonstruierte den vollständigen Produktionsprozess einer Computerm Maus, an dem rund 200 Firmen beteiligt sind. Dabei ▶

¹ Vgl. „Geschichten des Gelingens“ auf www.futurzwei.org sowie in: Welzer, H./Rammler, St. (Hrsg.) (2012): *Der FUTURZWEI Zukunftsalmanach 2013*, Frankfurt a. M.; Welzer, H./Giesecke, D./Tremel, L. (Hrsg.) (2014): *Der FUTURZWEI Zukunftsalmanach 2015/2016*, Frankfurt a. M. (im Erscheinen).

wusste fast kein Unternehmen, bei wem seine Lieferanten einkaufen und unter welchen Umständen die Rohstoffe gefördert werden. Heute produziert Susanne Jordan die erste Computermaus, die fast vollständig aus fairen Teilen zusammengesetzt ist. Nur für Linse und Sensor, beides wird ausschließlich in Asien gefertigt, kann sie die Verwicklungen der Produktion bisher nicht nachvollziehen.

Einen Schritt weiter geht der schweizerische Stoffhersteller *Remei AG*: Bei ihm wurden einfach undurchsichtige Zwischenschritte der Produktionskette abgeschafft. Der Geschäftsführer Patrick Hohmann verhandelt nun nur noch direkt mit den Baumwollbauern in Indien und Tansania über Löhne sowie Anbaubedingungen und verhilft ihnen zu einem besseren Leben. Einzige Voraussetzung: Sie müssen auf jeden Einsatz von Chemie und Gentechnik verzichten. Über vermeintliche Wettbewerbs- und Marktzwänge setzt er sich mit diesem Vorgehen hinweg. Das war nicht immer so: Bis vor 24 Jahren führte Hohmann ein erfolgreiches Garnhandelsunternehmen, das den normalen textilwirtschaftlichen Weg hätte weitergehen können: also in den preiswertesten Ländern produzieren, mit den günstigsten Subunternehmern und Zwischenhändlern, ernsthafte arbeits- und umweltrechtliche Bemühungen möglichst vermeidend. Doch Hohmann beschlich nach acht Jahren im Textilgeschäft das deutliche Gefühl, dass Ausbeutung und Gesundheitsschäden durch Herbizide und Pestizide im Baumwollanbau nicht normal sein dürfen. 1991 begann er, sein Unternehmen umzubauen. Obwohl Branchenkollegen ihm den Untergang prophezeit hatten, produziert Hohmann heute immer noch Garne und Stoffe – nur geht es nun nicht mehr darum, möglichst viele Produkte herzustellen und abzusetzen, sondern darum, die Lage möglichst vieler Baumwollbauern zu verbessern. Die eigenen Möglichkeiten erstreckten sich in Hohmanns Fall bis zum Beginn der Wertschöpfungskette, bis zum einzelnen Arbeiter auf den Baumwollfeldern und den Bedingungen, unter denen dieser sein Geld verdient. Ein erheblicher Teil des Unternehmensgewinns der *Remei AG* fließt seit 1997 in die unternehmens-eigene *bioRe-Stiftung*. Diese unterstützt Dorfschulen, ein mobiles Gesundheitszentrum, Biogasanlagen – eben das, was so gebraucht wird in den Teilen der Welt, die in den letzten Jahrzehnten vor allem Gegenden waren, in denen Menschen für zu wenig Geld und unter zu hohen Kosten für ihre Gesundheit zu billige Dinge für die Industrieländer produzierten.

...und regionale, ökologisch verantwortliche Wirtschaftsweisen

Neben diesen Herstellern, die globale Lieferketten rekonstruieren oder ihre eigenen Produktionsprozesse von vornherein so organisieren, dass sie mit der Fertigung ihrer Güter möglichst wenig Schaden verursachen und Verantwortung für Rohstoffe und Arbeitsbedingungen übernehmen, gibt es andere, die gleich gar nicht mehr auswärts produzieren lassen. Sie bauen – wider allen Wirt-

schaftstrends – vor Ort in der eigenen Region, im eigenen Land oder in Europa neue Strukturen und Gefüge für die Herstellung von Waren auf.

Sina Trinkwalder hat es geschafft, mitten in Augsburg die Textilfabrik *manomama* zu gründen und dort anständige Löhne zu zahlen. 140 Leute haben einen festen Arbeitsvertrag – überwiegend solche, die auf dem Arbeitsmarkt normalerweise wenig Chancen haben: Alleinerziehende, Ältere, Migrantinnen, Ausbildungsabbrecher oder Leute mit Behinderung. Verarbeitet werden ausschließlich Bio-stoffe, denn auch in den Zulieferbetrieben sollen anständige Arbeitsbedingungen herrschen und Umweltbelastungen andernorts vermieden werden. Die Geschichte von *manomama* geht so: 2010 beschloss Trinkwalder Textilunternehmerin zu werden, und das obwohl ihr bedeutet wurde, dass es im globalen Wettbewerb rechnerisch unmöglich sei, Alltagskleidung in Deutschland herzustellen. Damals hatte sie weder Räume noch ausreichend Personal, keine geeigneten Stofflieferanten und auch keinen Maschinenpark. Doch sie fand eine Halle, finanzierte Maschinen über Crowdfunding und stellte einfach reihenweise Leute ein. Heute läuft der Laden, wohl gerade deshalb, weil Trinkwalder auf den üblichen Businessplan verzichtete – so etwas ist in ihren Augen „Reißbrettmist“. Auch hat sie nie einen Bankkredit oder staatliche Förderung bekommen. Es soll jedoch vorgekommen sein, dass ihr Lieferanten die Rechnung erließen, weil sie wussten, dass der Fortgang des Unternehmens davon abhing. Die Preise der *manomama*-Erzeugnisse sind transparent: Trinkwalder zählt Material-, Energie- und Lohnkosten zusammen, addiert den Aufwand für Maschinen und Transport und kommt so auf den Preis, den sie von Einzelhandelsketten verlangt. Denen macht sie unmissverständlich klar, dass sie weder die Stoffhersteller herunterhandeln noch ihre Arbeiterinnen antreiben oder im Lohn drücken werde. Und auch die Käuferinnen erfahren mittels eines Anhängers neben dem Preisschild, wie sich die Summe zusammensetzt, die sie letztlich für eine Jeans von *manomama* bezahlen müssen.

Eine ebenfalls regional-ökologisch-revolutionäre Wirtschaftsweise betreibt eine kleine Schuhfabrik in Schrems – im Waldviertel, einer der strukturschwächsten Regionen Österreichs. Diese Fabrik, die *Waldviertler Werkstätten (GEA)*, hat ein Mann namens Heinrich Staudinger vor mehr als 20 Jahren übernommen und vor der Pleite bewahrt, indem er sie in einen Vorzeigebetrieb für zukunftsfähiges Wirtschaften verwandelte. Staudinger bezieht seine Rohstoffe aus der Region, versorgt seine Belegschaft mit ökologisch erzeugten Lebensmitteln von benachbarten Höfen und zahlt sich selbst weniger Gehalt als seinen Beschäftigten. Auf diese sonderbare Weise hat er seine Belegschaft von ehemals zwölf auf heute 170 Mitarbeiter ausgebaut. Das Geld für Erweiterungen seiner Fabrik, etwa den Bau eines neuen Warenlagers oder einer Solaranlage, hat er sich von privaten Anlegern, nämlich seinen Kunden, Mitarbeitern oder Freunden, geliehen und mit 4 % verzinst. Das hat die österreichische Finanzmarktaufsicht (FMA) auf den Plan

gerufen, die hier ein illegales Bankgeschäft zu erkennen glaubte und Staudinger eine Beugestrafe von 10.000 € androhte. Doch Staudinger hat sein Unternehmen aufgebaut, ohne jemals Rücksicht auf Konventionen genommen zu haben. Mit dem, was an Gewinn von *GEA* erwirtschaftet wird, finanziert er Spitälere in Tansania. In Schrems erwarb er das leerstehende Hotel Post, das nun als Akademie genutzt wird. Hier kann man Kurse zur Permakultur besuchen oder Trommeln, Schreiben und Fotografieren lernen. Die Zeitschrift *brennstoff*, die Poesie, politische und philosophische Beiträge, Aphorismen und *GEA*-Anzeigen von hoher Qualität enthält und kostenlos in hoher Auflage verteilt wird, ist ein weiterer Baustein im Gesellschaftsveränderungsprogramm Staudingers. Im Zentrum steht bei *GEA* eine Warenproduktion mit anderen Mitteln, doch diese wird sukzessive um informationelle, politische, bildnerische Elemente ergänzt.

Leute wie Susanne Jordan, Sina Trinkwalder oder Heini Staudinger stehen für den Beginn von etwas Neuem: Sie sind Vorreiter einer gemeinwohlorientierten Wirtschaft. Auch indem sie ihre Entscheidungen als Produzenten nicht völlig allein treffen, sondern sie mit den Angestellten, Lieferanten, mit der Crowd und den Käufern ihrer Produkte teilen. Zudem: Wer dort angestellt ist, erlebt ein anderes Arbeitsklima als in den asiatischen Fabriken der zahlreichen Textil-Billigketten. Bei *GEA* oder *manomama* gehören ausgedehnte Mittags- oder Erholungspausen ebenso zur Betriebskultur wie eine gesunde Verpflegung oder flexible Arbeitszeitregelungen zugunsten von Familienleben und Freizeit.

Auch der Outdoorhersteller *VAUDE* versucht all seine Betriebsteile kontinuierlich zu verbessern. Das fängt beim Energieverbrauch der Gebäude in Tettngang an, geht über Fahrgemeinschaften oder Spritspar-Schulungen für die Beschäftigten bis zu einer E-Bike-Tankstelle vor der Fabrik. Ein Kinderhaus in Tettngang wird ebenfalls von dem Unternehmen finanziert. Ab 2015 will *VAUDE* bei der Produktion von Taschen ganz auf PVC verzichten, obwohl es für die Eigenschaften des Materials noch keinen passenden Ersatz gibt. Entweder man hat bis dahin einen anderen Werkstoff gefunden oder es werden einfach keine Taschen mehr hergestellt, versichert *VAUDE*-Chefin Antje von Dewitz. Sie schätzt die Mehrkosten, die *VAUDE* gemessen am Branchenschnitt durch seinen selbst gesetzten öko-fairen Anspruch zu tragen hat, auf 10 bis 15 %. Jüngst startete *VAUDE* zusammen mit anderen Outdoor-Herstellern einen Versuch, die von den Kunden ausrangierte Ausrüstung umweltfreundlich und sozial weiterzuverwenden. 15 Leute sind nun damit beschäftigt, Gebrauchtes wieder verwendbar zu machen. Da werden an Rucksäcken Flecken entfernt, Dreiangel geflickt oder Reißverschlüsse repariert.

Anders konsumieren...

Die Geschichten von *NagerIT*, *Remei AG*, *manomama*, *GEA* und *VAUDE* zeigen, dass Unternehmer und Produzenten

durchaus Handlungsspielräume haben: Sie können sich entscheiden, weniger Rohstoffe zu verbrauchen, weniger und dafür lokal zu produzieren oder Abfall gänzlich zu vermeiden. Das heißt, ein Produzent hat durchaus die Macht, alle seine Produktionsstrukturen und -prozesse auf ein Weniger auszurichten. Und auch auf Seiten der Konsumenten muss keiner viel und billig kaufen: Für das Weniger kann sich ein jeder und eine jede individuell und frei entscheiden. Weniger heißt dabei zuallererst: weniger anschaffen und mit weniger auskommen.

...durch Teilen statt Besitzen

Beispielsweise lebte der Designer Moritz Grund eine Zeit lang mit nur 100 Dingen – heute ist die Beschränkung auf das Wesentliche nicht nur zu seiner Lebenseinstellung geworden, sondern auch die Formgestaltung seiner Produkte ist durch Vereinfachung und Reduktion geprägt. Worauf sich verzichten lässt, wenn man sich nicht eigene Freiräume mit Nutzlosem vollstellen will, sondern Platz zum Leben und Arbeiten haben möchte, zeigen auch die Entwürfe der Architekten Henrike Gänß und Van Bo Le-Mentzel. Gänß erstes Haus kommt fast ganz ohne Wände und Möbel aus und das „Unreal Estate House“ von Le-Mentzel besteht aus nur fünf Quadratmetern. Das Haus ist keine Immobilie, sondern mobil an verschiedenen Orten aufzustellen und gehört dem jeweiligen Bewohner nicht. Viele Menschen, die „Crowd“, haben es finanziert. Le-Mentzel ist da sehr radikal: Nichts besitzen, alles teilen.

Das zuletzt genannte Beispiel zeigt eines: Nicht alles – besonders das nicht, was man nur hin und wieder braucht –, muss man selbst besitzen. Viele Gegenstände lassen sich vergemeinschaften; sie lassen sich teilen, tauschen oder verschenken – damit Ressourcen länger und sparsamer genutzt werden.

Wer spontan und nur manchmal etwas benutzen möchte, geht zu **Leila*. Diesen Laden hat vor zwei Jahren Nikolai Wolfert zusammen mit einer bunten Transition-Town-Truppe in drei Souterrain-Räumen im südlichen Berliner Prenzlauer Berg eröffnet. Hier wird nicht gekauft, sondern ausgeliehen. Es geht nicht um Besitz, sondern um Zugang: Ob Spielzeug, Freizeit- oder Campingartikel, ob bestimmte Küchenutensilien oder Heimwerker- und Gartenzubehör – hier gibt es viel Nutzbringendes, ohne es gleich sein eigen nennen zu müssen. Diese wunderbaren Gegenstände, diese prächtigen Ressourcen, gehören der Allgemeinheit. Denn bei **Leila* wird gemeinschaftlich und sozial konsumiert.

Mitproduzieren, Mitnutzen, Reparieren, Teilen oder Selbstmachen – all das zu tun, liegt in der Macht von Personen, für die der Begriff „Kunden“ oder „Konsumenten“ künftig nicht mehr ausreichen wird, wenn sie ihre Gestaltungsräume erkennen und davon Gebrauch machen. So können auch aus passiven Konsumenten zugleich (Mit-)Produzenten werden, sogenannte Prosumenten. Wie die Mitglieder des *Kartoffelkombinats*, einer Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaft, in der die Mitglieder einen Beitrag bezahlen. Dafür bekom- ▶

men sie wöchentlich eine Obst- und Gemüsebox aus eigenem Anbau. Doch der Mitgliedsbeitrag allein reicht nicht aus, um mitzumachen, denn der Verbraucher muss sich an der Erzeugung und als Erntehelfer selbst beteiligen. Dann darf er dafür sogar mitbestimmen, was angebaut wird.

...durch Reparieren statt Entsorgen

Beim weniger und bewusst Konsumierten auf Qualität zu achten, kann sich ebenfalls auszahlen. Denn nur so lohnt es sich, alte Dinge durch Reparieren einer Lebensverlängerung zu unterziehen: So nimmt beispielsweise das Veränderungsatelier *Bis es mir vom Leibe fällt* eine Attacke auf die große Verschwendung vor, indem dort Kleider und andere Textilien veredelt und somit vor der unverdienten Vergessenheit gerettet werden. Denn niemand muss permanent Müll produzieren: Man kann darauf achten und selbst entscheiden, was weggeworfen und für unbrauchbar erklärt wird – oder ob man damit noch etwas Sinnvolles anstellen kann. Letzteres macht auch Christopher Lewis mit seiner Fahrradmarke *Samstag*. In Handarbeit montiert er aus Teilen von meist drei alten, herrenlosen Fahrradleichen ein Patchwork-Unikat zusammen. Diese in handwerklicher Manier hergestellten *Samstag*-Räder sind für den Münchner kein bloßes Unternehmertum. Seine Fahrradmanufaktur darf sich – ohne langfristige Planung und ohne fremde Geldgeber ganz ungebunden entfalten – Tschüss zum Wachstumswang, Tschüss zu Expansionsstrategien oder Gewinnmaximierung.

Die Tatsache, dass einmal in der Welt befindliches Material nie wieder ganz verschwindet und dass sich am Ende ganze Schrott- und Müllberge auftürmen, kann Anlass geben, an vorderer Stelle, in der Produktion, nicht so viel Zeug in die Welt zu setzen. Dafür kämpft das *Wiener Reparatur- und Service-Zentrum (R.U.S.Z.)* mit seinem Frontmann Sepp Eisenriegler. Langzeiterwerbslose werden zu Mechanikern ausgebildet und reparieren Elektrogeräte und deren Verschleißteile: Geschirrspülkörbe, Waschmaschinentrommeln, Stoßdämpfer, Elektromotoren, Keilriemen, Radioröhren oder Computerfestplatten. Im *R.U.S.Z.* stapeln sich auf 600 Quadratmetern 25.000 solcher Ersatzteile. Die rund 40 Beschäftigten müssen immer wieder in die Regale greifen, denn Billigproduzenten liefern absichtlich schlechte, weder aufschraub- noch reparierbare Waren, die nach kurzer Zeit durch Neukäufe ersetzt werden müssen und auf wilden Schrottplätzen weltweit Menschen und Umwelt vergiften. „Designed to break“, nennt Eisenriegler das.

Diese praktischen und prozessverändernden Maßnahmen, von denen hier einige Beispiele weitererzählt wurden, zeigen, dass es einer Suchbewegung bedarf, um den Weg in eine Postwachstumsgesellschaft zu finden: auf Seiten der Produzentinnen und Produzenten wie der Konsumentinnen und Konsumenten, jeweils individuell und gemeinschaftlich. Der Kampf gegen scheinbar fest gefügte Strukturen und für das Entstehen von Neuem beginnt nie im Zentrum, sondern stets an den Rändern und im Kleinen. Bei all dem geht es

nicht um Veränderung aus naturwissenschaftlich begründeter Notwendigkeit, sondern um Veränderung als kulturelle Herausforderung – und solche Veränderung macht Spaß, ist faszinierend und hat mit „Verzicht“ nichts zu tun. Es bedeutet ja nicht Verzicht, wenn man aufhört, sich seinen mentalen und physischen Bewegungsraum mit Produkten vollzustellen, die man nicht braucht, wenn man aufhört, Sinnbedürfnisse durch Kaufen zu befriedigen und parareligiös die Geschichte von den Segnungen des Wachstums wieder und wieder nachzubeten. Die Menschheitsgeschichte hat an Sinnmöglichkeiten einiges mehr zu bieten als es uns heute die großen Konzerne glauben machen – und sie wird das in Zukunft, nach dem Konsumtotalitarismus, auch wieder haben.

In der Zusammenschau vieler Versuche des Beginnens einer anderen Praxis, des Experimentierens mit einer anderen Wirklichkeit, zeichnet sich in Umrissen ab, wie die Kultivierung des erreichten zivilisatorischen Standards bei radikal gesenktem Ressourcenverbrauch aussehen könnte. Das wäre ein Pfad in Richtung Postwachstumsgesellschaft – und zugleich eine neue Geschichte über uns selbst. ■

AUTORIN

DANA GIESECKE, Dipl.-Soz., M.Sc., ist Wissenschaftliche Leiterin von FUTURZWEI. Stiftung Zukunftsfähigkeit.

@ giesecke@futzurzwei.org